

.....Die..... Ansiedler in Transvaal.

Erzählung von E. Anders

(2. Fortsetzung.)

„Mein Gott, Onkel, was ist dir?“ rief Richard bestürzt und ergriff besorgt die Rechte des alten Mannes. „Ich glaube, dir ist nicht wohl! Komm, wir wollen eine Wohnstätte aufsuchen, damit du dich wieder erholen kannst!“ Niven atmete tief auf. „Laß nur, mein Junge, die Hallucination ist vorüber. Ich glaube, meinen Todfeind zu sehen; aber der befindet sich ja in dem sicheren England und wird sich wohl hüten, unter meine Augen zu treten!“

Wilde wurde aufmerksam. Sollte etwa jener Passagier auf dem Delfin und des Ohms Todfeind ein und dieselbe Person sein? Bodenstein kam ja aus England, stammte aber aus Rotterdam, wo der Onkel ehemals ein großes Kaufmannsgeschäft besaß. Konnten sich die beiden Menschen nicht irgendwo in Europa getroffen haben? Aber nein, seit Jahrzehnten bereits lebte der Onkel in Transvaal und die einstmaligen Bekanntschaften in seiner alten Heimath waren wohl schon längst seinem Gedächtniß entschwunden.

„Der Mensch dort, den du für deinen Todfeind hältst, Onkel, kommt aus Portsmouth und heißt Bodenstein!“ sagte Richard.

„Bodenstein? Bodenstein?“ wiederholte Niven, als müsse er diesen Namen seinem Gedächtniß fest einprägen. „Nein, das stimmt nicht. Jener Betrüger hieß Meiring! — Doch komm, mein Junge, nach meinem Absteigequartier. Wir wollen erst ein wenig essen und dann kann unsere Heimfahrt beginnen. Auf acht Tage mußt du dich schon gefaßt machen, ehe wir an Ort und Stelle kommen!“

Und die beiden, Onkel und Nefte, schritten durch die Straßen der Stadt einer jener Restaurationen zu, welche zur Zeit unserer Erzählung erst im Aufblühen begriffen waren. Der Hotelhouder, d. h. Gastwirth, empfing die Gäste mit großer Zuordnung und leitete sie in den eetzsaal. Eine Viertelstunde später trafen auch Richards Gepäckstücke ein, welche ein paar Neger, im Dienste Nivens stehend, aus den Händen der Matrosen in Empfang genommen hatten.

Zwei Stunden später brachen Onkel und Nefte auf, schlenderten zunächst durch die Straßen der Stadt, um die Sehwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und wanderten dann hinaus zu dem Treckplatz der häufig hier einkehrenden Buren.

Die seit 1835 besetzte Stadt Durban mit ihren freundlichen, breiten und regelmäßigen Straßen machte auf Richard einen guten Eindruck. Freilich waren die Häuser theilweise aus Wellblech angefertigt, auch gab es noch Blockhäuser und Hütten; aber über dem Ganzen lag eine gewisse afrikanische Stimmung, welche auf jeden Europäer, welcher zum erstenmal den Boden des gottbegnadigten Landes betritt, begeisternd und erhebend einwirkt. Erst in neuerer Zeit hat Durban eine wesentliche Veränderung erfahren. Große Läden sind entstanden und stattliche Gebäude, als Bank, Postgebäude und Rathhaus. In den zahlreicheren Hotels sind elegante Clubs eingerichtet, auf den Plätzen sieht man vielmehr Gaslampen und die Straßen der Stadt werden durchzogen von vielerleiartigen Pferdebedienen. Aber schon damals, kaum ein Jahrzehnt früher, gab es prächtige Gärten mit eleganten Landhäusern, die von purpurnen und bunten Schlinggewächsen und von üppiger Blütenpracht eingefüllt waren.

Die Aussicht von der sogenannten Barea ist heutigen Tages majestätisch schön, namentlich beim funkelnden Abendlicht, „s über den weiten Ocean, über die Bucht mit den brandenden See, den stillen Hafen und die freundliche Thalschlucht“ seinen Schimmer erregt. Vandeinwärts umkränzen die Drahtberge, die Stodwert über Stodwert aufbauen, die Landschaft und schließen jede weitere Fernsicht aus, aber nach Osten und Westen zu vermag das Auge weit zu sehen. Die kleinen, einfach gebauten Colonistenhäuser verlieren sich allmählich in Busch und Heide und Weide. Die bodenförmigen Kaffernhütten, einzeln gelegen, tragen befremdend aus den Strauch- und Baumbüscheln hervor.

Erst nach einer Stunde gelangten der Onkel und Nefte an den Lagerplatz der Treckburen. Hier herrschte ein gemüthliches Leben. Eine Menge mit weissem Tuch überspannte Wagen waren zwanglos aufgeföhren und daneben standen Zelte, in denen die Frauen über glimmendem Kohlenfeuer in großen Kochtöpfen das Essen bereiteten. Ein Kapjunge, d. h. ein Farbiger, spielte auf einer Konzertina und die Männer, durchgehends breitschultrige, kräftige Gestalten, standen beifühig dabei und tauchten ihren selbstgelegenen Tabak oder erfrischten sich an Dop, dem Branntwein der Buren. Abwärts weideten eine Menge Ochsen mit breiten, gebundenen Hörnern und bewacht von dienfertigen Negern.

„So recht idyllisch!“ sagte Richard lachend. „Sind das alle Leute aus Transvaal, und was wollen die hier in Durban?“

Der Onkel schmunzelte. „So oell drei Monate einmal „treck“ die Burenfamilie nach der nächsten Stadt, und da viele unserer Landsleute zerstreut in Natal oder sonst wo wohnen, so reisen sie gern nach Durban, auch nach Kapstadt“, meinte Niven, und zündete sich seine Pfeife an. „Die Bauernfrau setzt sich ihre „Rappie“ auf oder ihren schwarzen Sonnenhut, der Bur füllt seine Gürteltasche mit Patronen, hängt sein nie fehlendes Gewehr über die Schulter und das „Treden“ beginnt. Ist die Familie in Durban oder in einer anderen Stadt angekommen, so geht sie zunächst zum „Nachtmahl“, d. h. zum Abendmahl; denn alle Buren sind fromm und halten viel von Bibel und Gotteswort. Hierauf wandern die Frauen in den „Goed Koop Winkel“, um in dem großen Waarenmagazin ihre Einkäufe für die nächsten Monate zu besorgen. Die jungen Mädchen aber machen oder erneuern die Bekanntschaft ihrer Verlobten. Alle Hochzeiten, Kindtaufen, Verlobungen und andere gesellschaftliche Ereignisse, die sich an einem Zeitpunkt zusammenbringen, werden bei diesen Vierteljahrsbesuchen in der Stadt beieinandergefeiert. — Doch komm, mein Junge, es ist Zeit, daß wir abfahren. Dort drüben, außerhalb des Lagers steht mein Wagen!“

Richard war ganz erstaunt über das gewaltige, plumpe Ochsengefährt, zu welchem er geführt wurde. Sechs Paar jener großen, langhörnigen Rinder, welche für Afrikas Volkstheben so überaus wichtig sind, standen bereits vor dem Planwagen, und der junge Mann lachte laut auf, als er den schwarzen Kutscher mit der riesigen langen Peitsche und der wichtigen Amisienne auf dem Kopf sitzen sah.

„Das ist unser Davis!“ stellte der Onkel den Schwarzen vor. „Er ist ein wichtiges Glied unseres Hauses und ohne seinen Rath wird keine Reise unternommen, auch wenn sie noch so kurz sein sollte. Und hier siehst du das Kaffernpaar Kalakari und Watwa, verschoben an Größe, verschieden im Denken, aber einig in der Liebe zu ihrem Hausherrn. Kalakari hat die äußeren Angelegenheiten zu besorgen und Watwa ist ein vorzüglicher Koch, der aus den einfachsten Zutaten die vorzüglichsten Speisen bereitet und selbst schmackhafte Heuschreckenfaucen anfertigt!“ — Niven wandte sich Davis zu: „Ist alles in Ordnung, und sind die Gepäckstücke des jungen Massa auch sicher untergebracht?“

„Alles in Ordnung sein, Mynheer!“ gab der Wagenführer zurück, und dann lachte er über das ganze Gesicht, als ihm Wilben die Hand entgegenstreckte und ihm freundlich zunickte. Auch die beiden Kaffern grinsten vor Vergnügen, als ihnen dieselbe Ehre zu theil wurde. Richard hatte sich mit diesem Händedruck im Ru drei Freunde erworben.

Niven winkte, Abschied nehmend, seinen Landsleuten zu, dann trock er unter das Vordach.

Richard sah ihm verwundert zu. „Da hinein sollen wir?“ rief er erstaunt. „Herrschst du da drinnen nicht eine schreckliche Hitze?“

„Komm nur herein, mein Junge!“ scholl es aus dem Bauge des Wagens heraus. „Hier ist Raum für eine ganze Familie, und das Klima dürfte für dich taubblütigen Europäer immer noch erträglich sein!“ Der Onkel lachte in seiner behäbigen Weise, und Richard überwand das Mißtrauen und kletterte dem Ohm nach.

Da drinnen war es wirklich ganz behaglich. Die Rückseite beherbergte allerlei Kisten und Kasten, „Einkäufe aus dem Goed Koop Winkel“, wie Niven sagte; aber der Raum hinter dem Kutscher war groß genug, um sechs bis acht Personen ein bequemes Unterkommen zu sichern.

Während Richard das Innere des behaglich ausgestatteten Wagens in Augenschein nahm und draußen Davis auf die Zugthiere einhieb, küßte sich der Onkel verpflichtet, dem Nefen noch einige Erklärungen zu geben:

„Ich bin es eigentlich gewohnt, zu Pferde neben dem Gefährt herzutreten; aber da du nicht reiten kannst, so ließ ich meinen Braunen zu Hause, um dir hier drinnen Gesellschaft zu leisten. Wir haben von deiner alten Heimath so viel zu plaudern, und ich habe über dich und deine Lebensverhältnisse so mancherlei zu erfragen, daß ich wirklich froh bin, das Pferd nicht mitgenommen zu haben. — Zunächst will ich dir in Kürze meine häuslichen Verhältnisse schildern; denn die wenigen Nachrichten, welche ich dir gelegentlich zukommen ließ, waren recht dürftiger Natur. Wir Buren greifen nur selten zur Feder, und wenn es wirklich geschieht, dann

strömt aus derselben auch nichts Gescheites heraus. — Daß meine gute Frau bereits vor Jahren gestorben ist, habe ich dir und deiner Mutter seiner Zeit mitgetheilt. Ich lebe nun mit meinen drei Kindern allein und fühle mich überaus glücklich im Kreise der Meinen. Joseph und Jakobus sind ein paar prächtige Menschen, liebevoll und hilfsbereit, einfach und herzengut, und das Mädchen, die Marianne, ein Abbild der verstorbenen Mutter, ist mein Stolz und meine Freude. Ich hoffe, mein Junge, ihr werdet euch verstehen und lieben lernen. — So, das ist im großen und ganzen das, was ich dir über uns mittheilen wollte, nun erzähle, was dir widerfahren ist während deiner vierundzwanzigjährigen Lebensperiode, und was da alles in deiner alten Heimath Vorkommen ist!“

Und Richard erzählte von der Arbeit und Sorge seines Vaters, von den körperlichen Leiden der geduldbigen und glaubensstarken Mutter, von dem Tode der Eltern und endlich von seinem eigenen Ringen und Kämpfen mit dem Geschick und von seinen Hoffnungen und Wünschen, die er aber, welche aber ungefüllt und un erfüllt geblieben. —

Die Gegend, durch welche unsere Reisenden fuhrten, war sehr abwechslungsreich. Eine gebahnte Landstraße gab es nicht. Der Wagenführer suchte sich die für sein Fuhrwerk passenden Stellen aus und verhand es meisterhaft, die schwierigen Bodenhebungen zu vermeiden. — Oft fuhr man durch prächtige Niederungen, geschmückt mit Maisrosen und Büschen von Immergrün, vorüber an weidenden Rindern, Schafen und Ziegen, die in dem hohen, hüchelförmigen Gras oft kaum zu sehen waren. Und dann thürmten sich Berge auf mit schroffen, nackten Felsen oder mit sanften, in herrliches Grün gekleideten Abhängen. Eine ganz neue Welt that sich hier vor dem naturliebenden Richard Wilben auf.

„Euer Land ist wirklich reich an Naturschönheiten!“ sagte der junge Mann mit leuchtenden Augen. „Sieh doch, Onkel, das wunderbare Wachsthum jener Gebüsch dort, die Blüthenpracht der Blumen, die herrlichen Schlingpflanzen an den gefurchten Stämmen der Felsen und das fetter Grün der Gräser!“

Der Ohm zuckte lächelnd die Achseln und tauchte seine Pfeife ruhig weiter. Endlich öffnete er seinen Mund zu Gegende:

„Du bist entzückt von der tropischen Pracht unserer Wälder, aber warte nur, nach wenigen Wochen, vielleicht auch schon nach wenigen Tagen verschwindet alle Pracht und Schönheit. Mit dem Eintritt der regenlosen Zeit, vom Mai bis Septemher, stirbt der schöne Blumen- und Rasentypus ab. Die Gräser verbrennen, die Bäume verlieren theilweise ihr Laub und die Weiden, auf denen noch zur Zeit das Vieh wollauf seine Nahrung findet, trocknen auf. Dann sieht die Natur zum Götterbarman aus!“

„Und während der darauf folgenden Regenzeit gepinnt alles wieder Kraft und Leben, nicht wahr, Onkel?“

„Ja, dann sproßt und grünt es in Afrika, und Gott schmückt die Natur mit einem neuen Blumenkleid!“ rief Niven, lebhaft werdend. „Diese hübsche Periode des Jahres ist mir die liebste, trotzdem sie auch ihre Schattenseiten besitzt. — Nun, Davis, was giebt's denn da vorne?“

„Springböcke sind's, Mynheer!“ entgegnete der schwarze Kutscher und hielt den Wagen an. „Sie gerabe auf uns zukommen. Mynheer von hier aus bequem schießen können und nicht ausbeugen brauchen!“

In unzähliger Menge stürmten die zierlichen Antilopen heran. Aber sie suchten Gefahr wittern, denn das Viehthier, ein großer, statlicher Bod, fragte einen Moment, als er den Ochsenwagen bemerkte, wandte sich dann seitwärts und galoppirte von dannen, einer Thalschlucht zu. Mit wunderbarer Behendigkeit sprangen die hübschen Geschöpfe dahin; einzelne vollführten sogar allerlei Aporien, schnellten über die Köpfe ihrer Gefährten hinweg und stürmten in beschleunigter Gangart dem Führer nach.

Niven hatte doch den Wagen verlassen. Er stand, die Büchse schußbereit in den Händen und wartete auf den günstigen Zeitpunkt, seine Angel anzubringen.

Richard war fieberhaft erregt. Für alles, was mit der Jagd zusammenhing, hatte er schon von Jugend auf ein ganz besonderes Interesse gehabt, und wie er das Wort „Springböcke“ hörte, war er mit einem Satz aus dem Wagen. Diese in Afrika so viel genannten Thiere mußte er sehen. Schon knallte des Onkels Büchse und unter dem Schuß stürzte eines der Thiere und blieb liegen. Nur ein leichtes Zucken flog durch seine Glieder, dann war es verendet. Wohl prallten die nächsten Antilopen, durch den Anall erschreckt, zur Seite, aber das Groß galoppirte ruhig weiter. — Noch zweimal feuerte Niven und zwar mit demselben Erfolg; dann zog sich die Herde von dem für sie gefährlichen Orte zurück und verschwand schließlich

in jener vorher genannten Thalschlucht.

Die beiden Kafferneger schleppten das geblüete Wild herbei und legten es vor die Füße ihres geliebten Mynheer.

„Es ist eigentlich schade um die schönen Thiere!“ sagte der junge Mann und strich mit der Rechten prüfend über das weiche, leicht gesprengte Fell der Antilope. „Nicht wahr, Onkel, es thut dir gewiß selbst leid, so ein liebes Geschöpf zu Boden zu schießen?“

„Die wilden Thiere sind zum Nutzen der Menschen da, und deshalb müssen hier Mitleid und Erbarmen schweigen!“ entgegnete John Niven, lud seine Büchse und trock wieder in den Wagen hinein. „Komm nur, mein Junge, hier drinnen läßt sich ganz gut plaudern über die Grausamkeit der Menschen und über den Unbestand der meisten afrikanischen Jäger.“

„Aber wo bleiben die geblüeten Springböcke, Onkel?“ fragte Richard, der noch draußen stand.

„Laß nur, mein Junge, das besorgen Kalakari und Watwa!“ rief Niven, behaglich vor sich hin lachend. „Die wissen schon, wo sie die Geschöpfe während der Tagesreise unterzubringen haben. Am Abend, wenn wir Raß halten, sollst du den ersten Antilopenbraten essen und ich denke, du wirst nach dem Genuß desselben auf andere Gedanken kommen und jedes weitere Mitleid mit den Thieren unserer Wälder unterdrücken!“

Richard sah noch zu, wie die beiden Neger die Jagdbeute aufhoben und unter dem großen Kaffensitz des Kutschers unterbrachten, dann stieg auch er in den Planwagen zurück. „Also das sind die berühmten Springböcke, von denen ich schon so viel gehört und gelesen habe?“ sagte er und ließ sich auf eine der Rippen nieder.

„Ja, sie gehören zu den Steppenantilopen (Gazelle Eudora), sind äußerst muntere Geschöpfe und besitzen zierliche, muskelkräftige Körper, die den leichteren Körper bewegen als würde er durch phänerne Federn getrieben“, entgegnete John Niven. „Kein Roth der jagden, kein Hund fängt ihn und selbst das tödtliche Vie hätte die erschauende Menge aus früherer Zeit nicht so furchtbar lichten können, wenn unsere Transvaalburden das edle Wild geschont hätten. Jeder verjüngte Jäger schießt nie mehr, als er momentan für seine Küche braucht! — Doch was ich fragen wollte, mein Junge, hast du schon jemals ein Gewehr in Händen gehabt?“

Richard lachte fröhlich auf. „Aber Onkel! Denkst du, ich werde hierher nach Transvaal kommen, ohne im Gebrauch der Büchse bewandert zu sein? Ich werde dir gleich den Beweis liefern, daß mir bei der Abreise nach Europa gerade die Waffenfrage warm am Herzen lag.“ Er zog unter seinen Gepäckstücken einen langen, schmalen Kasten hervor, öffnete ihn und schlug den Deckel zurück. „Sieh, Onkel, mein Arsenal besteht aus einer Schrotflinte, zwei Büchsen und drei Revolvern mit einer Menge Munition, welche wohl über ein Jahr hinaus für mich reichen dürfte. Willst du eine dieser Büchsen als Geschenk von mir annehmen, Onkel, dann wirst du mir eine große Freude bereiten!“

„Alle Wetter noch einmal, das sind ja prächtige Gewehre!“ rief der Ohm und nahm, was er nur selten that, seine Pfeife aus dem Munde. „Sich deutsches Fabrikat und aus einer der bewährtesten Fabriken. Die Bohrung der Räufe ist vorzüglich und die Schloßtheile funktionieren brillant. — Es ist sehr lebenswürdig von dir, mein Junge, daß du deinem alten Onkel ein so werthvolles Geschenk zu machen gedenkst; aber ich wage es kaum, dich einer so schönen Waffe zu berauben!“

Er nahm die drei Hinterlader der Reihe nach in die Hand, besch sie von allen Seiten, ließ die Hähne spielen und gab dann schließlich dem Nefen einen schallenden Kuß. „Abgemacht!“ rief er gut gelaut. „Ich nehme dein Geschenk an. Die Büchse ist wirklich ganz vorzüglich!“

Die Fahrt war nicht sehr angenehm. Der Boden zeigte sich an vielen Stellen zerföhren und zerklüftet. Das ewige Bergauf und Bergab mit seinen Stein- und Felsgeröll und den sehr hinderlichen Rankengewächsen brachten das schwere Fuhrwerk in eine behändige Schaukelbewegung, die Richard schließlich nicht mehr zu ertragen vermochte. Er verließ den Wagen und schritt nebenher. Nun hatte er vollauf Gelegenheit, die Schönheit der Natur zu bewundern.

Stellenweise war die Gegend öde, monoton und wasserarm. Nur wenig Buschwerk zeigte sich an solchen Orten, neben verkrüppelten Grassbüscheln; aber dann wechselte oft überraschend schnell das Panorama und brachte die üppigste Vegetation mit prächtigem Baumwuchs und dichtem Unterholz. Da und dort gab es die europäischen Weidengebüsch, Weidenbäume zu sehen, mit langen Stämmen, unter deren herabhängenden Zweigen es sich ganz behaglich marschirte. Auch bornige Mimofengebüsch mit kleinen gelben, farbusenden Blüten parobirten in großer Menge und der Aloe mit sei-

nen dicken Blätterkronen, der hier in Südafrika etwa nur eine Höhe von ein und einem halben Meter erreicht und durchaus noch keinen baumartigen Charakter annimmt, dekorirte die Gegend.

Der Ohm hatte ebenfalls den Wagen verlassen und schritt nun lebhaft tauchend neben seinen Nefen einher. An einem breit auslaufenden Thale blieb er stehen und zeigte auf die stellenweise nasse Niederung.

„Dort ist ein Versammlungsort aller Wildbarten!“ sagte er. „Das nächste größere Wasser ist viele Kilometer entfernt und deshalb sind die Thiere der Umgegend auf diesen Platz angewiesen. Hier trifft man bei eintretender Dunkelheit, wilde Gnu, Leoparden, Hähnen, auch Gnu, Wildschweine, Quaggen und die scheinbar Busch- und Wasserantilopen. Alle wollen in den trüben Flüssen der Lagunen ihren Durst löschen, der oft unerfüllbar ist. Wildenten und andere Vögel, welche ohne Wasser nicht zu existieren vermögen, haben hier ihren dauernden Aufenthalt!“

Richard hatte etwas auf dem Herzen. „Onkel“, sagte er endlich, „darf ich die Frage an dich richten, warum du eigentlich deine alte Heimath verlassen hast und hierher nach Transvaal ausgewandert bist? Die verstorbenen Mama hat mit nie darüber Auskunft gegeben, trotzdem ich wiederholt nach dem Beweggrund deiner schleunigen Abreise forschte. — Mama sagte oft, du habest dein altes Vaterland sehr, sehr lieb gehabt!“

„Ja, bei Gott, die Ehe hatte vollkommen recht, wenn sie das behauptete!“ entgegnete der Ohm und fuhr sich mit der Rechten über die Stirn, als wolle er irgend etwas Häßliches und Unbequemes hinwegwischen. „Ich war mit Leib und Seele Holländer und hätte ich meine Vaterstadt Rotterdam verlassen, wenn nicht jener gemeine Kerl, Meiring, der mein Geschäftsbetheilnehmer war, um 80,000 Gulden gebracht hätte!“

„Onkel!“ rief Richard erschrocken. „Dahon hat mir die Mama nichts erzählt!“

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches Papier.

Vor zwei Jahrtausenden, als China schon auf eine tausendjährige hohe Kultur zurückblickte, lag das japanische Inselreich noch in prähistorischer Dämmerung, aus der nur durch Gräberdenkmale schwache Lichtstrahlen zu uns dringen. Korea, dessen Kultur ein Stroph der chinesischen ist, ward, da ein unmittelbarer Schiffsverkehr zwischen China und Japan damals nicht bestand, die Brücke, über die Chinas Kultur nach Japan gelangte. Durch Vermittlung von Koreanern empfingen die Japaner die aus Indien flammende buddhistische Religion, durch sie chinesische Schriftzeichen, chinesische Wissenschaft, die Malerkunst und den Erzeugnis vielerlei technische Künste, darunter auch die Bereitung des Papiers.

Korea stand im 15. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung selbst auf einer so hohen Stufe, daß dort früher als in Deutschland Bücher mit beweglichen metallenen Lettern gedruckt wurden, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts übte es noch einen heute fortwirkenden Einfluß auf die japanische Kulturentwicklung. Während jedoch die Kultur der Koreaner sich erschöpfte, erwachsen die von dort nach Japan gelangten Keime in dem neuen Boden eines begabten Volkes und eines durch natürliche Vorzüge begünstigten Landes zu neuem Leben.

Was uns japanische Kunst lehren kann und lehren sollte, ist heute nur denen noch verborgen, die gute japanische Kunst anzuschauen keine Gelegenheit oder keine Augen haben. Ebenso, wie wir vieles von dem, was wir in dem Kunstleben der Japaner beneiden, nicht erreichen können, weil es die Frucht vielhundertjähriger nationaler Zucht ist, werden wir auch auf rein technischen Gebieten den Japanern dort den Vortritt lassen müssen, wo ihre Vollkommenheit auf natürlichen Erzeugnissen ihres Landes beruht, die dem unsern versagt sind.

Wie die Lackkunst der Japaner technisch an den Rohstoff geknüpft ist, den ihnen ihr Laubaum bietet, so beruht auch ihre Papierbereitung auf den vergleichlichen Rohstoffen, die ihr Boden ihnen in dem Saft mehrerer Gewächse des Papiermaulbeerbaums vor anderen darbietet. Nicht diese Rohstoffe allein bedingen aber die Vorzüge, durch die sich das japanische Papier vor unserm Maschinenpapier auszeichnet; hinzu kommen mußte noch die Art der Bearbeitung, die bei der Umwandlung der röhren und geschmeidigen Masse jener Gewächse ihre langen Bastfasern nicht zerstückelte und zerschnitt, sondern nur durch Stampfen und Schlagen erweichte und vertheilte, ähnlich wie das bei uns in früheren Jahrhunderten mit den Leinenlumpen geschah, ehe Maschinen die Handarbeit übernahmen.

Seit dem Japan seine wirtschaftliche Abgeschlossenheit aufgegeben, seine Häfen dem Weltverkehr geöffnet und sich Vorzüge und Nachteile abendländischer Großindustrie angeeignet hat, ist auch dort vielfach die Handarbeit durch Fabrikeinrichtungen mit Maschinenbetrieb zurückgedrängt worden.

Für das stark entwickelte Zeitungs-

wesen wird auch dort jenes Maschinenpapier hergestellt, dessen endlose Rollen von der Tagespresse verschlungen werden. Der Hauptfache nach ist aber das Papiermachen noch immer ein Kleingewerbe, ja vielfach ein Hausgewerbe, das mit nur wenigen Schöpfbütten in einem Haus, aber an Hunderten von Orten betrieben wird; vor zwei Jahrzehnten, ja zu den Zeiten Meins, dem wir so gründliche Belehrung über das japanische Gewerbe verdanken, besaßen sich einfache Bauern mit der Anfertigung von Papier als Nebengewerbe; das sie monatlang ruhen ließen, wenn im Sommer die Feldarbeit alle Hände in Anspruch nahm.

Ist dies auch hier und da anders geworden, der Betrieb ein intensiverer mit größerer Arbeitsleistung, so aberubten alle Vorrichtungen doch noch auf der Handarbeit nach guter Ueberlieferung von alters her. Die Stränge des Robu genannten Papiermaulbeerbaums liefern in erster Linie den Rohstoff des Wittenpapiers. Die Rinde der einige Meter langen mehrjährigen Triebe der Robubüchse reißt nach eingetretener Blattsfall aus. Durch Gedulke vermehrt, wächst der Robubüchse, der nur selten zum Baum sich auswächst, überall längs der Wege, an Hängen, an Flußbänken, ähnlich wie anderwärts die Korbweide.

Damit die Rinde sich leicht löse, läßt man tochenes Wasser, dem ein wenig Asche beigemischt, darauf einwirken und schält sie so ab. Vom Holz getrennt, wird die Rinde in fließendem Wasser ausgefüllt. Sobann wird sie in einem eisernen Reffel mit einer Uchenlauge weich gekocht und darauf mit frischem Wasser ausgefüllt. Der so gewonnene Halbstoff wird durch Klopfen mit walzenförmigen Schlägern oder Holzhammern auf dicken Brettern zertheilt und unter Wasserzujah mit häufigem Winben und Werben in eine gleichmäßige, dickbreitige, faserige Masse, den Ganzstoff, vermanbelt. Bei dieser Arbeit wirken auch Frauen und Kinder mit.

Nun gelangt der Ganzstoff zum Papiermacher, der weiter verfährt, wie wir das bei der Herstellung unserer geschöpften Papiere kennen, nur daß er anstatt des thierischen Leims der Papiermasse außer dem nöthigen Wasser etwas Pflanzensackem beifügt, den er aus den Wurzeln einer Gießkraut gewinnt. Aus der Bütte schöpft er mit Hilfe des Schöpfnetzes, eines mit vier Holzleisten eingerahmten rechteckigen Siebes aus feinen parallelen, durch Fäden verbundenen Bambusstäben, so viel von dem Papierbrei wie der Stärke des Papierbogens entspricht, den er herstellen will.

Nachdem das Wasser durch das Netz abgelaufen, werden die Papierbogen aus der Form genommen und zum Trocknen geschichtet, darauf mit einer weichen Bürste auf glattegebobelte Brettern gestrichen und mit diesem zum völligen Trocknen schräg an die Sonne gestellt, wonach sich der Bogen leicht vom Brett lösen läßt. Das fertige Papier wird von jungen Mädchen zu Lagen von 50 Bogen buchweise und zu 20 Buch reismesse abgepackt.

Die Vorzüge des eigenartigen japanischen Papiers erklären seine Verwendung zu vielerlei Dingen, für die unser Papier sich nicht eignen würde. Auffallend ist, wie es die Stelle des Fensterglases tritt, dessen Herstellung dem Japaner bis in die jüngste Zeit fremd blieb.

Ueber sauber gearbeitete Lattingitter gelebt, läßt es das Tageslicht mit mildem, gleichmäßigem Schein in die geschlossenen Zimmer dringen, während der Ausblick in's Freie durch die leichte Beweglichkeit der Schiebethüren und Fenster vermittelt wird, die man öffnet, so oft das Wetter es gestattet, um volles Licht und frische Luft in die Räume eindringen zu lassen und sich am Ausblick in's Freie, in das hochgepflegte Hausgärtchen zu erfreuen.

Reicht einmal eine papierne Fensterstheibe, so klebt man wohl, wenn nicht gleich eine neue zur Hand ist, die Silhouette eines Blütenzweigs über den Riß und denkt sich, ein draußen blühender Baum werfe seinen Schatten darauf. Aus der Roth eine Tugend zu machen, weiß der Japaner auch bei so geringen Anlässen.

Dr. Justus Brindmann.

Sommerferien in England.

Aus London wird geschrieben: „Viel leicht in keinem Lande ist das System der Sommerferien so in das ganze Volk gedrungen, wie in Großbritannien. Vom Fabrikbesitzer und seiner Familie bis zum geringsten Arbeiter, zum Dienstmädchen und zur Aufwartefrau, hat jeder seine „holidays“ und geht auf's Land oder an die See, in der Nähe oder in der Ferne, je nachdem es ihm seine Mittel erlauben. In manchen Distrikten, so namentlich in Lancashire, das für die ganze Welt bekannt ist, geben viele Fabriken einen einheitlichen „holiday“ von ein oder zwei Wochen für ihr ganzes Personal und schließen während dieser Zeit ihre sämtlichen Räume. Das bedeutet dann einen vollständigen Stillstand für den Betrieb, aber andererseits ist damit den fortgesetzten Störungen vorgebeugt, welche die laufenden Urlaube verursachen. In Glasgow aber ist man diesen Sommer noch einen Schritt weiter gegangen. Daß ein Betrieb jetzt und ein anderer später geschlossen ist, hat natürlich auch seine großen Nachteile, und darum kamen verschiedene Gewerbe, so namentlich Druckereien und verwandte Betriebe dahin überein, daß sie alle zur gleichen Zeit ihre Räume schließen wollten.“